

20. Jhd. dargestellt wird. Zwar zeichnet das Buch nach seinen vier einleitenden Kap. zum Begriff des Analytischen im wesentlichen die historische Entwicklung der sprachanalytischen Philosophie nach. Dabei beginnt W. bei Frege (Kap. 5–8), und widmet sich ausführlich der Entwicklung der Analytischen Philosophie in Cambridge (Moore, Russell und dem ‚frühen‘ Wittgenstein [Kap. 9–11]), dem Wiener Kreis und der Wissenschaftsphilosophie von Popper (Kap. 17–18), dem ‚späten‘ Wittgenstein (Kap. 19–21) und einer Skizze der Entwicklungen um und nach Wittgenstein (Ryle und Austin in Kap. 22). Den zweiten und ebenso wichtigen Schwerpunkt des Werkes, der ein knappes Drittel des Buches umfaßt, bilden aber die Kap. über die Entwicklung der Diskussion in der Grundlagenforschung der Logik, Mathematik (z.B. Brouwer und Heyting in Kap. 12, Becker, Weyl und Dingler in Kap. 13, Gödel in Kap. 14) und der Physik (mit Planck, Einstein, Bohr und Heisenberg in den Kap. 15–16). Das Buch schließt mit der naturwissenschaftlichen Vereinnahmung der an der Sprache orientierten Analytischen Philosophie durch Quine und dem Neubeginn der Analytischen Philosophie am Beispiel der Metaphysik von Strawson und neuerer religionsphilosophischer Entwürfe. Das Ziel, das W. mit seinem Werk verfolgt, wird durch den Aufbau deutlich: den engen Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen den Entwicklungen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Debatten und den philosophischen Diskussionen im ausgehenden 19. bis zur Mitte des 20. Jhdts. aufzuzeigen. Dieser der Sache nach zentrale Zusammenhang entgeht denjenigen Interpreten, die lediglich die philosophische Diskussion zur Kenntnis nehmen.

Die einzelnen Kap. beginnen mit einer Biographie der jeweils behandelten Philosophen, Mathematiker oder Physiker, einer Auswahl der Primärliteratur und Hinweisen auf die Bibliographie. Eine ausführliche Literatursammlung findet sich im Anhang des Buches, bei der jeweils die Literaturhinweise den Kap. zugeordnet werden. Die mathematischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Probleme werden ausführlicher dargestellt. Dabei geht W. auch auf Überlegungen zu Ethik und Religionsphilosophie ein (vor allem in seinen Kap. über Einstein, Schlick und Wittgenstein). Der Sachindex des Buches ist ausführlich. Die Stärke des Buches besteht darin, daß W. als ein bewährter Didaktiker der Philosophie auch die für nicht mathematisch-naturwissenschaftlich bewanderten LeserInnen komplexen Diskussionen klar ausführt. Wer eine ausführliche philosophiegeschichtliche Darstellung der erwähnten philosophischen Autoren und Positionen auf dem neusten Stand der Forschung sucht, dem sei dieses Handbuch empfohlen. Leider kann man an diesem Bd. auch demonstrieren, wie es in unseren Tagen um die Kunst steht, ein gutes Buch herzustellen. Der Verlag hat es sich einfach gemacht; der Buchrücken beispielsweise bricht leicht durch – was bei einem knapp 700-seitigen Arbeitsbuch nicht so schnell passieren dürfte.

M. BORDT S. J.

RAGER, GÜNTER / QUITTERER, JOSEF / RUNGGALDIER, EDMUND, *Unser Selbst – Identität im Wandel der neuronalen Prozesse*. Paderborn [u. a.]: Schöningh 2002. 231 S., ISBN 3-506-77340-2.

In der vorliegenden Publikation geht es um die Frage des menschlichen Selbst in Auseinandersetzung mit den neuesten neurowissenschaftlichen Forschungsergebnissen und deren naturalistischen Deutungen. Die Ergebnisse von Hirnforschung, Computertechnik und empirischer Psychologie scheinen mit unserem lebenspraktischen Selbstverständnis als denkende und handelnde Personen zu divergieren, Lebenswelt und Wissenschaft scheinen kaum mehr in Einklang zu bringen sein. Die Autoren erblicken den Hauptgrund für dieses Auseinandertriften in einer Vermischung „philosophisch-weltanschaulicher These(n) mit wissenschaftlichen Erkenntnissen“ (12). Neurowissenschaftliche Erkenntnisse werden naturalistisch interpretiert, ohne daß über die philosophischen Voraussetzungen dieser Interpretation Rechenschaft abgelegt wird. Aus Neurowissenschaft wird unkritische Neurophilosophie. Rager („Neuronale Korrelate von Bewußtsein und Selbst“, 15 – 59) geht zunächst auf die wichtigsten neurowissenschaftlichen Methoden im Hinblick auf das Bewußtsein und das menschliche Selbst sowie auf das Erklärungspotential der Neurowissenschaften ein und setzt sich dann in differenzierter Weise mit dem neurophilosophischen Anspruch auseinander, unser Selbstver-

ständnis als denkende und handelnde Personen auf neuronale Prozesse reduzieren und von ihnen her erklären sowie das menschliche Selbst als Illusion entlarven zu können. Nun wird mit der Reduktion eine Identität von Neuronalem und Mentalem behauptet, die sich in Form einer Äquivalenz formulieren lassen müßte. Eine Äquivalenz setzt nicht nur die Definition ihrer Termini (phänomenales Bewußtsein, funktionelles menschliches Nervensystem) (28), sondern auch den Nachweis voraus, daß die Gehirntätigkeit nicht nur die faktisch, sondern die logisch notwendige sowie die hinreichende Bedingung der lebensweltlich erfahrbaren Vorgänge ist, was beides unmöglich ist (30). Dazu kommt die Unmöglichkeit einer neurowissenschaftlichen Betrachtung des Selbst „ohne Einbezug des Bewußtseins“ (35). Die Illusionsthese ist schon deshalb nicht haltbar, „weil es denjenigen gar nicht geben soll, der diese Position vertritt“ (50). Im Verhältnis zwischen lebensweltlicher Erfahrung und Wissenschaft kommt ersterer Priorität zu, „weil nur in ihr die Ursprünglichkeit von Bewußtsein, Selbst und Freiheit offensteht“ (54). Wenn sich nun eine Reduktion unseres Selbstverständnisses auf neuronale Vorgänge verbietet, wir aber in unserer Lebenspraxis auf die Erkenntnisse der Neurowissenschaften angewiesen bleiben, kann das Ziel der Wissenschaft nicht in der theoretischen Abschaffung des Menschen liegen. Es muß vielmehr in der Hilfe bestehen, „ein weniger beschwerliches Leben zu führen, das mehr Raum läßt für das, was wir unter Selbstverwirklichung verstehen“ (54).

Quitterer („Unser Selbst im Spannungsfeld von Alltagserfahrung und Wissenschaft“, 61 – 142) geht es um das Verhältnis der alltäglichen Rede von einem Selbst und deren Deutungen durch die Kognitionswissenschaft und die Philosophie des Geistes (philosophy of mind). Auf der einen Seite gilt die alltägliche Rede als „Annahme, daß wir ein Selbst – einen personalen Kern – haben“, deren Falschheit von vornherein nicht ausgeschlossen werden kann (61), auf der anderen Seite ist diese Rede erfolgreich bei der „Erklärung und Prognose der Verhaltensweisen von uns selbst und unserer Mitmenschen“, weshalb sich die Frage nach dem Grund dieses Erfolgs erhebt (62). Der Naturalismus bestreitet eine eigene Realität des menschlichen Selbst. Er erblickt in ihm einmal ein bloß theoretisches Konstrukt zur Erklärung und Prognose menschlichen Verhaltens und einmal bloß die Fähigkeit zur Selbstrepräsentation. In diesem Fall wird die Rede von einem Selbst als narrative Struktur gedeutet, mit deren Hilfe das kognitive System namens ‚Mensch‘ einen Zusammenhang der es betreffenden Prozesse herstellt (63). Quitterer verbindet mit seiner ausführlichen Darstellung der verschiedenen naturalistischen Deutungen auch eine kritische Würdigung. Die Positionen der *philosophy of mind* klammern wesentliche Aspekte menschlichen Bewußtseins aus und bewirken so eine „Zweiteilung der Wirklichkeit“, bei der sich funktional Rekonstruierbares und funktional Nichtrekonstruierbares unvermittelt gegenüberstehen (91). Der Versuch, dieser Zweiteilung mit der These einer Inkommensurabilitätsbeziehung zwischen Alltagspsychologie und Neurobiologie zu entkommen und die alltägliche Rede von einem Selbst einfach zu eliminieren, muß aus mindestens zwei Gründen scheitern. Erstens fehlen Bewertungskriterien für die Überlegenheit der neurobiologischen Theorie, sodaß die Elimination der Alltagsrede nicht mehr rational gerechtfertigt werden kann, und zweitens erfordert die Rede von einer Theorienelimination „die Annahme eines mit sich identischen Subjekts, welches nach der Übernahme der Theorie T2 dasselbe ist wie zu dem Zeitpunkt, als es noch von der Gültigkeit der alten Theorie T1 überzeugt war“ (100). Dieser sogenannte Eliminative Materialismus wird von den Kognitionswissenschaften mit der Begründung abgelehnt, der Begriff eines Selbst erhöhe die Qualität und Komplexität der Informationsverarbeitung kognitiver Systeme. Die Herausbildung eines Selbst ist nach dieser Position eine nützliche, einen Überlebensvorteil bringende Fiktion (sog. ‚narratives Gravitationszentrum‘), der in der Realität nichts entspricht. Die alltägliche Annahme eines Selbst ist „deshalb eine Illusion oder Fiktion, weil es Produkt von introspektiven Fehleinschätzungen ist“ (123). Quitterers Kritik lautet: Die Annahme eines personalen Selbst gründet nicht in Introspektion, sondern bildet die „Voraussetzung objektiver Erkenntnis“ (129) und damit der Rede von Selbsttäuschung, Selbstmißverständnis oder Korrektur introspektiver Irrtümer. „Ohne eine präreflexive Selbstvertrautheit wäre es unmöglich, die Erkenntnisse von Neurobiologie und Psychologie heranzuziehen, um die introspektiven Irrtümer zu korrigieren“ (14).

Runggaldier („Deutung menschlicher Grunderfahrungen im Hinblick auf unser Selbst“, 143–223) beschäftigt sich mit den philosophischen und weltanschaulichen Hintergründen des Naturalismus. „Wie wir die Frage nach unserem Selbst und unserer personalen Identität beantworten, hängt von der Deutung unserer menschlichen Grunderfahrungen ab. Diese hängen ihrerseits mit unseren Grundüberzeugungen über das Leben und die Wirklichkeit zusammen“ (157). Runggaldier thematisiert die Alltagserfahrungen der Vergänglichkeit, der Verantwortlichkeit im Handeln, der räumlichen und zeitlichen Situiertheit („indexikalische Erfahrung“, 170), des Strebens nach Überleben sowie den Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben. Die naturalistischen Deutungen menschlicher Grunderfahrungen verschreiben sich unkritisch dem methodischen Reduktionismus der Naturwissenschaften, alternative Deutungen weichen den Naturwissenschaften aus oder treten in Konkurrenz zu ihnen (155). Runggaldier möchte beide Einseitigkeiten unter Wahrung ihrer berechtigten Anliegen vermeiden. Das erfordert das Konzept einer umfassenden Philosophie, welche Rationalitätskriterien für die mit den Deutungen verbundenen philosophischen Grundoptionen entwickelt und auf diese Weise die Kompatibilität der Anliegen sichtbar machen kann (155). Runggaldier nennt drei solcher Rationalitätskriterien: Widerspruchsfreiheit, Einheitlichkeit und Offenheit für Lebenserfahrung (152 ff, 179 f). Die Deutung der Vergänglichkeitserfahrung auf dem Boden einer monistischen Ereignisontologie, für die es letztlich nur zeitlich Ausgedehntes, aber keine „Kontinuanten“ (161) und keine „diachrone Identität“ (161), d. h. nichts gibt, „das mit dem Fluß der Zeit mitgeht und als dasselbe in der Zeit weiter existiert“ (158), widerspricht „grundlegenden Alltagsüberzeugungen“ (159). Ebenso verhält es sich mit der naturalistischen Leugnung von Subjekten bzw. den naturalistischen Versuchen, absichtliches Tun im Sinne einer Ereignisontologie zu erklären (166 ff). Wird die Indexikalitätserfahrung in naturalistischen Deutungen weginterpretiert, weil diese nur die naturwissenschaftliche Zugangsweise zur menschlichen Wirklichkeit anerkennen, so dient sie dualistischen Deutungen für die Behauptung des menschlichen Selbst als einer „Realität sui generis“ (177). Die erste verabsolutiert den Standpunkt der dritten Person auf Kosten jenes der ersten Person, die zweite umgekehrt denjenigen der ersten Person auf Kosten des Standpunkts der dritten Person. Diese Einseitigkeiten vermeidet die „komplementäre Deutung der Indexikalität“ (177). Sie berücksichtigt die Möglichkeit, sich sowohl „als ich“ als auch „als jemand“ verstehen zu können, „der eine objektiv identifizierbare Person ist. In dieser Deutung fallen die indexikalische und die objektive Art zu referieren nicht prinzipiell auseinander“ (178). Da Nichtausschließung noch nicht Koinzidenz oder Identität impliziert, ist die „Auffassung, daß es für unser Ich oder Selbst möglich ist, sogar unseren biologischen Tod, d. h. das zeitliche Ende unserer Existenz als Menschen zu überleben, nicht obsolet“ (182). In den systematischen Überlegungen zur Frage nach dem Selbst (200 ff) greift Runggaldier auf Topoi des klassischen Hylemorphismus zurück. Der lebenspraktischen Überzeugung unseres Weiterexistierens durch die Zeit als identisch bleibender Wesen wird am ehesten eine Ontologie gerecht, die „Kontinuanten oder aristotelische Substanzen“ (210) kennt und das Kontinuitätskriterium in der sortalen Bestimmung eines Individuums, d. i. in der individuellen *forma substantialis* festmacht (216 ff).

Allen drei Beiträgen merkt man an, daß sie aus interdisziplinärer Zusammenarbeit erwachsen sind. Sie sind in ihrer klaren Argumentation aufeinander abgestimmt und ausgewogen in ihrer Kritik der zurückgewiesenen Positionen. Das aufmerksame Studium des Bds. kann jedem, dem es um die neuesten neurowissenschaftlichen Forschungsergebnisse und das Problem ihrer philosophischen Deutungen zu tun ist, nur empfohlen werden.

G. PÖLTNER

BUTLER, JUDITH, *Psyche der Macht*. Das Subjekt der Unterwerfung. Aus dem Amerikanischen von Reiner Ansén. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. 197 S., ISBN 3-518-11744-0.

Seit ihrer Publikation *Gender Trouble* aus dem Jahre 1991, mit der Butler (= B.) zu einer der am kontroversesten weltweit diskutierten feministischen Philosophinnen avancierte, setzt sie sich in der Tradition des Poststrukturalismus mit dem ontologischen Sta-